

Carmen Pérez

Die Straße nach Emmaus

... *Der Sieg und die Niederlage, diese beiden Be-
träger.* (Rudyard Kipling)

Die Straße nach Emmaus ist verschlungen. Sie verläuft in Biegungen, ist eng und staubig. Die Straße nach Emmaus wird müden Fußes eingeschlagen, mühselig in Angriff genommen, im Schritt der Niederlage. Wenn die Träume sterben, wenn das Leid bleischwer auf dem Rücken lastet, wenn die Zukunft billige Illusionen vor- spiegelt, dann machen wir uns nach Emmaus auf. Mit stolpernden Schritten bewegen wir uns blindlings vorwärts. Die Traurigkeit wendet unseren Blick nach innen. Schritt für Schritt gehen wir aus Trägheit immer der Straße nach.

*Eloi, Eloi, lema sabachtani
Am Ende der Schlacht,
als der Kämpfer tot war, trat ein Mann zu ihm
hin und sprach zu ihm: «Stirb nicht, ich liebe
dich so!»* César Vallejo (Masa)

Peru: eine Million zweihundertfünfundachtzigtausendundsundsoviel Quadratkilometer zwischen 0°01'48" und 18°0'58,8" südlicher Breite und 68°39'27" und 81°19'34,5" westlicher Länge. Leicht zu finden. Man muß bloß immer nach unten, immer nach Westen gehen, über den Äquator hinweg. Sobald man den Pazifischen Ozean und, ein wenig im Osten, die große Kor- dillere erkennen kann, ist man da.

Peru: das drittgrößte Land Südamerikas nach Brasilien und Argentinien. Mit seinen kontinentalen Geschwistern hat es eine Geographie gemeinsam, die für Zyklopen geschaffen worden ist: den größten Ozean, den tiefsten See, den wasserreichsten Fluß, den größten Tropenwald, die weiteste Wüste. Auf dem ganzen Planeten, versteht sich.

Peru: zweiundzwanzig Millionen Einwohner, zwei Drittel von ihnen verteilen sich über das gesamte Land. Das übrige Drittel konzentriert sich

auf die Hauptstadt Lima, die *Stadt, die immer weiter wächst.*

Peru: Auslandsschulden: zwanzigtausendundneunzig Millionen Dollar für das Jahr 1990. Mindestlohn für ein Existenzminimum: sechsundzwanzig Dollar Ende 1989. Warenkorb für die Grundbedürfnisse einer Familie: vierhundert Dollar zum gleichen Zeitpunkt. Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung über fünfzig Prozent. Jährliche Inflationsrate am Ende der 90er Jahre zwischen zweitausend und dreitausend Prozent.

Peru: seit 1980 politische Gewaltakte, ausgelöst von bewaffneten aufständischen Gruppen. Der Verlust an Menschenleben für das Jahr 1988 nach Angaben von *amnesty international*: zweihundertneunundachtzig Angehörige der Armee, sechshundertsieben Mitglieder der Guerrillagruppen und tausenddreißig Zivilisten. Außerdem gewaltige materielle Schäden in diesen neun Jahren und mehr als ein Drittel des Landes im Ausnahmezustand.

«Krise? Nun ja, eine Krise, die nicht enden will. Ich erinnere mich, daß wir schon im Jahr 1979 von Krise gesprochen haben. Wir sagten: Wir haben eine Wirtschaftskrise — stellen Sie sich vor, damals! —, und deshalb geht alles so schlecht, und es gibt nichts zu essen. Darum wurden die Kinder krank. Aus dieser Einsicht gründeten wir die Speisestätte. Wir merkten, daß wir nicht genug für den Kochtopf hatten, wenn jede Familie für sich wirtschaftete. Schon zehn Jahre machen wir diese Arbeit. Vor zehn Jahren haben wir Mütter uns zusammengetan, damit unsere Kinder und die anderen Kinder auch etwas bekämen, um versorgt zu sein. Und wir machen immer noch weiter, immer dieselbe Geschichte! Bloß, daß es jetzt auch den Leuten aus der Mittelschicht schlecht geht. Auch sie sprechen jetzt von der Krise. Aber wenn es manche mit zehn trifft, dann trifft es uns sozusagen mit hundert. Wir bekommen immer den schlimmsten Teil ab. Manchmal wird man mutlos. Man ermüdet von so viel Kämpfen...»

*Genau in der Mitte eines hellichten Nachmittags
ist mir in meinen Armen ein Kind für immer
eingeschlafen.*

*Es hatte leichte Knochen wie die eines Vogels:
Haut von Leder und Wüste bedeckte sein Skelett,
es zählte zwei Jahre
und wog acht Monate.*

*Vor der offenen Tür des Geheimnisses schimmer-
te im Untergang sein Blick einer Nova gleich,
welkte sein Atem dahin
wie eine Maienblume.*

*Und wieder wurde ein Name ohne Name gestri-
chen aus der schon ungeheuer langen Liste von
Schuldnern*

«... Man wird müde. Man läuft nach Hause, ver-
sorgt die Kinder, läuft in die Speisestätte, um zu
kochen, zu sehen, ob die zugeteilten Arbeiten er-
ledigt sind, ob immer noch kein Öl da ist, ob es
nicht Fisch gibt. Wir haben nicht genug, ja, es
fehlt eine ganze Menge. Es stimmt, daß wir sehr
zugenommen haben, wir sind jetzt eine Unmen-
ge von Speisestätten, und wir haben sogar eine
Vertretung auf Landesebene. Aber wir haben
nicht genug. Manchmal verstehen die neuen Kol-
leginnen nicht, daß die Speisestätte nicht nur da-
zu da ist, um den Bauch zu füllen. Sie merken
nicht, daß sie hier ihren Freiraum haben, um
über die Probleme nachzudenken und sich dar-
über auszutauschen, um zu lernen, so wie wir al-
ten Leiterinnen gelernt haben. Manchmal füh-
ren sie auch sinnlose Diskussionen. Und man
wird müde, bekommt zuviel. Unsereine ist auch
nur ein Mensch und hat ihre Schwächen. Wie oft
habe ich schon Lust gehabt, alles zum Teufel zu
schicken, Entschuldigung! Es geht nicht darum,
daß man einen Dank haben will. Wir tun das aus
dem gleichen Bedürfnis heraus, das wir alle ha-
ben, und weil ich zum Beispiel Christin bin;
denn was für eine Christin wäre ich wohl, wenn
ich nicht in der Lage wäre, mich für mein Viertel,
für meine Leute einzusetzen? Aber dann sagt
man sich: zehn Jahre, und immer noch ist es so
schwer, Unterstützung zu bekommen. Zehn
Jahre Laufereien, und die Regierung ist immer
noch nicht bereit, uns anzuerkennen, wie es nö-
tig ist, und geht nicht auf unsere Vorschläge ein,
die wir ihr unterbreitet haben, die Leiterinnen
haben nämlich sogar den Premierminister aufge-
sucht, um Hilfe zu erbitten. Nichts war. Und
dann gibt es immer noch Mütter, die nicht be-
greifen. Sie wollen lieber in irgendeiner Ecke
sterben oder sich ihren Lebensunterhalt auf üble
Weise verdienen. Das bringt einen in Wut! So
sehr, daß man mit ihnen redet und sich dabei so
vorkommt, als ob man zum Vergnügen seinen
Speichel verschwende. Manchmal verliere ich
dann den Mut und möchte am liebsten den gan-
zen Kram hinschmeißen.»

Der Internationale Flughafen Jorge Chávez ist
normalerweise voll. Wie jeder Flughafen der
Welt, mit der einen Besonderheit: Die Zahl der
Abreisenden ist groß, die der Ankommenden ge-
ringer. Die Menge, die seine Hallen verstopft, er-
innert vage an die Menschengruppen, die zu Be-
ginn des seinem Ende nahenden Jahrhunderts
auf den Kais von Dublin, Neapel oder Barcelona
zusammengedrängt waren. Dunkler ist die Haut
derer von heute, anders sind die üppigen Haare
und die leuchtend bunten Kleider. Gleich dage-
gen die Unruhe in den Augen, das von Angst zer-
fressene Herz. Tränen, aus denselben Stoffen be-
stehend: Wasser und Salz, und der weite Umhang
der gerufenen und geflüsterten Abschiedsworte,
diesmal gewebt aus der Seide, die das Spanisch in
den Ländern des Südens kleidet. Auch die Hand-
bewegung ist noch die gleiche, das ererbte, un-
willkürlich vollzogene Zeichen, das den Geist
besänftigt und die Gefahren abwendet: das zwei-
mal tausend Jahre alte Zeichen des Kreuzes.

«Warum geht es den Bösen anscheinend immer
gut? Das ist doch nicht gerecht. Jetzt sieht man
das ganz deutlich. Die vielen Diebstähle, überall
nichts als Schmiergelder, nichts als Korruption.
Jeder bringt sein Schäfchen ins Trockene. Es
herrscht zu viel Individualismus. Das ist es. Ich
habe Probleme mit meiner Arbeit. Ich bin ein
guter Fahrer, zuverlässig, immer hat es mir Freu-
de gemacht, verantwortlich zu sein. Ich bin im-
mer Lastwagen gefahren, schon als blutjunger
Kerl, bevor ich nach Lima gezogen bin. Ich habe
Erfahrung. Bis nach Chimbote, bis nach Piura
habe ich Fahrten gemacht. Eine Zeitlang habe
ich Waren aus der Sierra geholt, bis Huánuco bin
ich gekommen, bis zum Abhang, der zum Ur-
wald abfällt, bis Tingo María. Seit einiger Zeit
bitte ich meinen Chef, daß er mir den Lohn er-
höht. Er will nicht, «man macht keinen Ge-
winn», sagt er. Aber das stimmt nicht ganz, denn
ich sehe doch, wie die Frachtspesen steigen. Im
Rhythmus der Inflation, denn ich führe die Be-
gleitscheine für die Waren, die ich transportiere,
bei mir. Vergangene Woche wurde ich krank. Er
wollte keine Verluste machen und überließ den
Lastwagen dem Hilfsfahrer. Der hat ihn zusam-
mengefahren. Ich habe ihm gesagt: «Dieser Junge
ist noch grün, er kennt sich noch nicht aus», aber
er hat nicht auf mich gehört. «Du bist schuld»,
hat er zu mir gesagt, «daß er den Wagen zusam-
mengefahren hat.» «Das ist eine Lüge», habe ich

ihm geantwortet, «es war nicht meine Schuld.» Das habe ich ihm gesagt. Wenn er mich entlassen will, soll er mich entlassen. Er soll mich bezahlen, wie es das Gesetz vorschreibt, denn darauf werde ich nicht verzichten. Sie machen es sich immer leicht. Sie haben keine Vision. Sie verderben einem die Freude an der Arbeit. Aber ich sehe, daß es andern besser geht. Das ist ungerecht. Die Schlaunen kommen gut zurecht, und der ehrliche Arbeiter wird um die Frucht all seiner Mühen gebracht.»

Das Haus ist nur halb fertig geworden. Anfangs war es nur der Traum von abgewanderten Campesinos, die in die Stadt hinabgezogen waren, auf der Suche nach einem besseren Leben. Es wurde mehr mit Liebe als mit technischem Sachverstand geplant. Den Grundriß zu entwerfen war Teil eines langwierigen Prozesses: Zuerst wurde das Gelände besetzt, dann kämpfte man darum, hielt lange Versammlungen ab, beauftragte Verantwortliche damit, vielerlei Schritte zu unternehmen. Hunderte von Papieren wurden verfaßt, Tausende von Besuchen bei staatlichen Stellen gemacht. Das Haus war zunächst nichts als eine Parzelle mit vier auf gut Glück errichteten Wänden aus Schilfrohrmatten. Es war ein Skelett aus Eisen, gemeinschaftlicher Arbeit, Nachbarschaftshilfe. Die Backsteine wurden beinahe Stück für Stück zusammengetragen. Man zog die Wände hoch. Das Haus war Sonntagsarbeit. Man feierte, als die Böden fertig waren. Und man feierte, als das Dach gedeckt wurde; der Pfarrer kam und segnete das Haus, und auf dem Dach wurde ein Kreuz befestigt, so wie es in Huancayo Brauch ist. Ein Fest wurde gefeiert, *zafacasa* («Klar-Haus-Machen», Richtfest), wie die Huancas es nennen. Und alle Nachbarn feierten mit. Jetzt ist es unvollendet, ein Krüppel, einäugig mit einem mit Pappe zugedeckten Fenster. Jetzt ist es ein zerbrochener Traum, zwischen Reihen von Hunderten von unvollständigen Wohnungen, die altern, bevor sie ganz geboren sind.

(Die Szenerie: Das nächtliche Lima, von der Plaza San Martin aus gesehen. Dahinter erkennt man die Avenida Comena, wie sie sich zum Universitätspark hinzieht, von Abfallbergen gesäumt. Im Hintergrund die Silhouette der von Hütten bevölkerten Hügel. Mattes rötliches Licht, quecksilberartig, die ganze Szene schummerig im Nebel. Die Personen treten langsam

von rechts und von links auf die Bühne und bleiben stehen, bis der Scheinwerfer sie anstrahlt. Dann treten sie langsam einen Schritt vor und sprechen ihren Text.)

Die Mutter: Ich wollte, daß meine Kinder etwas lernen. Wenn einer nicht lernt, weiß er nichts. Jeder kann ihn ausnutzen. Ich wollte, daß sie einen Beruf lernen. Jetzt sieht man schon, daß es unmöglich sein wird, das ist so traurig. Ich rede immer wieder auf sie ein, daß sie versuchen sollen, zu lernen, abends, irgendwie. Damit sie nicht so bleiben wie ich.

Erster Schüler: Ich lese die Geschichtsbücher, die mir mein Onkel geschenkt hat, aber mehr Bücher habe ich nicht zum Lesen. Ich lerne nur, wenn ich Examen habe. Ich habe Schwierigkeiten zu lernen, weil das Zimmer, in dem ich arbeite, der Ort ist, an dem gegessen wird und ferngesehen wird, und nachts schlafen dort meine jüngeren Geschwister. Ich arbeite nicht, aber vormittags helfe ich meinem Vater bei seinem Geschäft als Straßenverkäufer.

Zweiter Schüler: Ich kenne keine Methoden, wie man lernt oder liest, denn in der Schule bringen sie es uns nicht bei; aber spät in der Nacht fange ich an zu lernen, dann kann ich mich nämlich konzentrieren, weil die ganze Familie schläft. Ich arbeite früh morgens, und zwar verkaufe ich erweichende Mittel. Ich arbeite, weil das, was meine Mutter mit dem Wäschewaschen verdient, nicht reicht; außerdem nimmt mein Vater viel.

Dritter Schüler: Ich lerne abends. Tagsüber verkaufe ich Zeitungen. Ich stütze mich nur auf das, was der Lehrer uns ins Heft diktiert; abends arbeiten wir fast nie mit Büchern. Das Problem ist, daß, wenn ich lernen will, der Schlaf mich überkommt und ich einschlafe.

(Der Vorhang fällt) *Stimme hinter der Bühne:* Vorhang?

«Erinnern Sie sich an das Mädchen, das letzten Sommer bei uns zu Besuch war? So schmal, mit ihrem langen Haar, wissen Sie noch? Sie ist gestorben, sie ist ermordet worden. Siebzehn Jahre, stellen Sie sich das vor, und sie hat so eifrig gelernt. Sie war die Tochter meines Mannes, aus seiner ersten Verbindung. Sie wohnte in Jauja, bei ihrer Mutter. Man fand sie tot auf. Mein Mann mußte zur Beerdigung gehen. Man weiß nicht genau, wie sie gestorben ist. Sie soll Schuß- und

Stichwunden gehabt haben. Man weiß nicht, wer es war. Manche sagen, die Terroristen, andere meinen, die Soldaten. Man weiß es nicht. Die Leute reden nicht. Sie haben Angst, oder sie haben nichts gesehen. Wer weiß. Meinem Mann geht es seitdem schlecht. Es war seine älteste Tochter. Sie haben vor nichts mehr Respekt. Man fürchtet Gott nicht mehr.»

Zehn Kilometer trennen Jerusalem von Emmaus. . . und umgekehrt. Die Straße ist zweispurig, aber auf den ersten Blick merkt man das nicht. Auf halbem Weg steht ein Gasthaus. Nichts Überirdisches, bloß ein kleines Landhaus. Die Speisekarte, das stimmt, bietet Wein und Brot an. Ein Fremder mit verhülltem Gesicht besucht sie immer wieder gern. Wenn die warmen Finger des Tages im Osten aufscheinen, wartet er für gewöhnlich auf dem ersten Kilometer, um die Reisenden, die nach Emmaus unterwegs sind, zu begleiten. Zurückhaltend hört er ihnen zu; liebevoll spricht er mit ihnen. Wohltuend wirkt seine Stimme angesichts der Erschöpfung. Sie sprudelt wie eine Quelle, stillt den Durst. Sobald die Sonne ihr Tagwerk beendet, taucht die Herberge vor den Wanderern auf. Die Einladung wird ausgesprochen, die Einladung wird angenommen: der Augenblick der Wahrheit ist da.

Agápe

«Und vielleicht gibt es für den Menschen irgendwann einmal das Glück. Das Leid ist wohl nur dazu da, um zu ermöglichen, daß das Glück erkannt, erlebt und in eine Quelle herrlicher Kraft verwandelt werden kann.»

José María Arguedas

«Ich dachte, Gott hätte mich vergessen. So, ihr Brüder und Schwestern der Gemeinde, ihr werdet mir meine Worte verzeihen, so dachte ich. Ich hatte einen Stiefvater. Als kleines Mädchen bin ich Waise geworden. Ich mußte meine Geschwister großziehen. Ich bin für sie wie eine Mutter gewesen. Ich habe sie gewaschen, für sie gekocht, auf sie aufgepaßt. Ich habe es liebevoll gemacht, aber es ist schwer. Arbeit, nichts als Arbeit, Tag für Tag. Ich besaß nichts für mich. Ich war wie Dreck. Wie eine Sklavin. Aber was sollte man auch machen, meine Mutter mußte arbeiten, das Geld reichte nicht. Da habe ich meinen

Mann kennengelernt. Es war so, als ob der Herr sich an mich erinnert hätte. Ich habe mich in ihn verliebt, als wir beide in der Jugendgruppe der Pfarrei mitmachten, und wie ihr seht, machen wir bis jetzt immer noch in der Pfarrei mit. Er ist sehr gut. Er hat mir das Gefühl gegeben, daß ich jemand bin, so als ob ich jetzt auf einmal ein Mensch geworden wäre, als ob ich eben erst geboren wäre.»

Die Frau hieß Teodora. Aus ihrer Jugend hatte sie die Gewohnheit beibehalten, sich zwei Zöpfe zu flechten, die mit den Jahren die Farbe des bewölkten Himmels angenommen hatten. Die Kunden ihrer Verkaufsbude für Cebiche (typisch peruanisches Fischgericht, A. d. Ü), die sie im Universitätspark führte, wußten von keinem Familienangehörigen. Ihre Nachbarn vom Hügel behaupteten, ihr Mann und ihre Kinder seien alle gestorben, als der Lastwagen, der ihr Eigentum gewesen sei, auf dem Weg nach Huancayo in den Abgrund gestürzt sei. Aus welchem Grund auch immer, die alte Teodora führte ausführliche Gespräche immer nur mit den Heiligenbildern, die sie auf einem Altärchen neben ihrer Liege in dem mit Matten abgetrennten Zimmer ihres Heimes stehen hatte.

Das Kind besaß Augen wie zwei Stückchen Nachthimmel mit Sternen, ein Gesicht, das ebenso schmutzig war wie seine Schuhputzerfingernägel, und einen nie gesättigten Magen unter der Haut und den Rippen. Die gelegentlichen Freunde, mit denen er im Park das Kügelchen-spiel machte, ermunterten ihn, sich eine angenehmere Lebensweise zu suchen.

«Dummer Serrano», sagten sie zu ihm, «daß du dich den ganzen Tag abrackerst!» Doch er erwiderte ihnen: «Zum Arbeiten muß man mehr Mann sein als zum Taschendiebstahl!» Wenn er ein bißchen mehr verdiente, wie vor allem an Feiertagen, gönnte er sich bei der alten Teodora einen Cebiche, auch wenn er die Batate immer aufzuheben pflegte.

Der Hund war dürr, ein Mischling und Kläffer. In den guten Zeiten genoß er die Batate, die sein kleiner Herr ihm übrigließ. In den schlechten versorgte er sich aus den Abfallbergen. Er war an alles gewöhnt. Als der Junge damals von zu Hause weglief, wo er mit seiner Mutter, seinem Stiefvater und seinen Geschwistern lebte, wunderte es niemanden, daß der Hund auch weg war, denn die beiden waren unzertrennlich. Die

Mutter wollte das kleine Geschöpf suchen, aber der Stiefvater überredete sie, es nicht zu tun: «Er wird nach Lima gegangen sein, um seinen Vater zu suchen.» «Die Leute sagen, daß Lima sehr groß ist», wandte die Mutter ein, «und wenn er ihn nun nicht findet?» «Irgendwie wird er schon erwachsen werden», behauptete der Stiefvater, «hör jetzt auf zu weinen!»; und dieses entscheidende Argument beendete die Diskussion. Der Name des Hundes faßte die Geisteshaltung des Jungen zusammen, er hieß «Ojalá» (= Hoffentlich).

Der Junge fand den gesuchten Vater nie, aber er lernte zu überleben. Eine der ersten Regeln, die er erkannte, war die, sich nicht in etwas einzumischen, das ihn nichts anging, so schrecklich das Ereignis, das er miterlebte, auch sein mochte. An einem 24. Dezember nachmittags erschien im Park eine neue Bande, «von woanders»: Der Junge sah, wie die Männer sich strategisch um die Bude der alten Teodora aufstellten. Er wollte sich wie üblich dumm stellen, aber er brachte es nicht fertig. Er mußte daran denken, daß sie immer liebevoll mit ihm sprach und ihm eine größere Portion Cebiche gab als vorgesehen. Er betrachtete die Augen der Frau, schön waren sie und allein inmitten des tobenden Meers ihrer Falten. Und da warnte er sie: «Paß auf, Oma . . .!» Es ging alles ganz schnell. Riesige Hände entrissen ihm die Schuhputzkiste; der Lärm des zerberstenden Holzes vermischte sich mit dem Schrei der Alten, seinem eigenen Schrei und dem durchdringenden Jaulen von Ojalá, der mit einem magisch wirkenden Fußtritt durch die Luft geschleudert wurde. Durch den roten Schleier des eigenen Blutes hindurch erkannte er den Polizisten, der ihn befragte: «Sag schon, was ist hier passiert? Wo sind deine Eltern, wo wohnst du?» Die unheilverkündende Frage erhellte sein Bewußtsein und elektrisierte seine Nerven mit einem Schauern. Während er nach einer Antwort suchte, hörte er die Stimme der alten Teodora fest und bestimmt sagen: «Lassen Sie ihn, Herr Wachtmeister, er ist mein Enkel.» Und zu ihm gewandt: «Komm, mein Sohn, hilf mir, den Stand abzubauen, wir wollen nach Hause gehen.» Lange Zeit später sahen die Nachbarn an der Hand der alten Teodora ein Kind heraufkommen, das eine zerbrochene Schuhputzkiste mitschleppte. Und die beiden sangen. Ein hinkender, schwanzwedelnder Hund soll ihnen gefolgt sein. Vor ihnen, unter dem von Sommer trunke-

nen Sternenhimmel leuchten auf dem Hügel allmählich die Lichter auf, wie die Girlanden zur Feier einer Geburt.

«Verehrte hier versammelte Pfarrer! Liebe Mütter! Liebe Kolleginnen von der Koordinierungsgruppe der Speisestätten und der Initiative *Vaso de Leche* («Ein Glas Milch»)! Meine Aufgabe als Leiterin ist es heute, das Wort an euch zu richten aus dem Anlaß, aus dem wir uns versammelt haben, nämlich um diesen Geburtstag unserer Organisation zu feiern. Zehn Jahre ist es jetzt her, daß wir Mütter uns zusammengeschlossen haben, um solidarisch den Hunger unseres Volkes zu lindern. Wir alle wissen, welch große Opfer wir in all dieser Zeit bringen mußten. Wir sind uns der schwierigen Situation, die wir durchmachen, wohl bewußt. Daß unsere Forderungen nicht beachtet werden. Wir erleben am eigenen Leib, was uns diese Krise alles kostet, um sie zu überwinden. An Problemen mangelt es nicht. Aber nun sind wir zusammengekommen, um zu feiern. Wir sind zusammengekommen, um miteinander *Chicha* zu trinken, ein paar Happen zu essen und zu feiern. Und das wollen wir auch tun. Alles, was wir erreicht haben, haben wir gemeinsam erreicht. Wenn wir einig bleiben, wenn wir auch in Zukunft unsere Meinungen gemeinsam vertreten, unsre Arbeit gemeinsam tun, wenn wir zusammenbleiben, ganz gleich, was geschehen mag, dann werden wir vorankommen. Deshalb wollen wir feiern. Mit Musik, mit Freude. Alles können sie uns nehmen, außer der Freude. Freude kann man nicht verkaufen, Freude kann man nicht kaufen. Wer nichts hat, dem bleibt immer noch die Freude. . . .»

«Ich habe mich ein bißchen von der Gemeinde ferngehalten. Es gibt immer so viel zu tun. Aber als sie mir dann von dem Friedensmarsch erzählten, sagte ich, das ist gut, und ich bin mit meiner Gemeinde und all den Leuten mitgegangen. Ich lief und lief, zufrieden und ohne etwas zu spüren. Als ich nach Hause kam, sahen meine Kinder meine Füße, die in schlimmem Zustand waren, und fragten, wie ich so lange hätte laufen können, ohne etwas zu spüren. Da merkte ich, daß der Herr mit mir gegangen war, und ich sagte, es sei ein Wunder, und sie lachten. . . .»

Nach Jerusalem zurückkehren

*Da umringten ihn alle Menschen der Erde;
es sah sie der traurige Leichnam,
gerührt richtete er den Körper langsam auf,
er umarmte den ersten Menschen; er begann zu
gehen.*

César Vallejo (Masa)

Es ist nicht leicht, nach Emmaus zu gelangen. Nach der Einkehr ins Gasthaus kommt die Rückkehr. Wenn der verhüllte Fremde uns aufgehalten hat, bleibt uns nichts anderes, als in die Stadt zurückzugehen, an die Arbeit. Den Rückweg bringt man schnell hinter sich. Die Landschaft neben der glatten, eiligen Straße sehen wir nicht. Unsere Pupillen sind auf das Ziel gerichtet: Jerusalem, die lärmende Stadt. Jerusalem, die Welt; Jerusalem, das Leben. Am Ende gibt es Emmaus vielleicht gar nicht. Vielleicht ist es ein Irrtum auf der Landkarte, ein Gespensterdorf, eine Ortschaft, die der Wüstensand verschlungen hat. Eines aber ist gewiß: niemand geht den Weg allein zurück. Nach Jerusalem kommt man in Gesellschaft zurück. Wenn die Rückwanderungen häufig geschehen, mag der Tag kommen, an dem keiner mehr Jerusalem verlassen will.

Die Provinz Quispicancis in Cuzco ist die siebtärmste des Landes. Auf ihrem Gebiet liegt der Ocongate, ein imposanter Gipfel mit ewigem Schnee, auf dessen Flanke das berühmteste Ketschuaheiligtum liegt: das des Christus von K'oyllor Riti, des Herrn vom Eisstern. Im November stiegen die Bewohner von Quispicanchis, in ihrer Mehrheit Campesinos, von der Höhe herab, stiegen bis in die Niederungen herunter, um an einem riesigen Marsch für den Frieden teilzunehmen. Das Motto des Marsches lautete: «Ch'ulla sonqo hina hununakusun Kausaiqi

Yarkaytawan y auqhakuytawan atipananchispac» («Wie ein einziges Herz werden wir uns im Leben vereinigen, um den Hunger und die Gewalt zu besiegen.») Die Pfarrgemeinde von Urcos hatte zu dem Marsch aufgerufen, und die Priester gingen, in makellose Alben gekleidet und mit erhobenem Kreuz, mit ihrem Volk mit.

Es kommt vor allem darauf an, Brüder und Schwestern, wohin ihr geht. Ich werde mich freuen, über eure Vergangenheit unterrichtet zu werden, sofern sie euch nicht zur Fessel wird. Geduldig werde ich der Stimme eurer Erinnerungen lauschen und die Wunden säubern. Es kommt vor allem auf diesen Augenblick an, in dem wir mühselig unser Leben wieder aufrichten und unsere Körper strachelnd aus den zerbrochenen Steinen von Totenstädten erheben. Wir müssen so viel toten Wahn von unserer Seele abschütteln. Es geht nicht darum, zu vergessen; es geht nur darum, ohne Schmerz zu erinnern, selbst wenn wir mitten aus dem untersten Kreis der Höllen kommen. Ich freue mich, wenn ihr eure Sprachen spricht. Denn so soll sich die große, die mittlere, die kleine Gemeinschaft ausdrücken, die persönliche Sprache. Aber jedes Wort soll sanft gesprochen werden, auf Schweigen und auf Lächeln gesetzt: der Kopf dem Menschen zugewandt, die Lippe dem Ohr. Die Zeit soll uns nicht kümmern. Der Taumel der Eile soll die Harmonie nicht zerstören. So sehr alles drängt, ist doch nichts dringender, als daß wir uns jetzt erkennen — so lahm und blind, alt, halbtot — und den Zauber der Begegnung miteinander teilen. Danach werden wir getröstet, wie alte Liebende, die einander verziehen haben, still auseinandergehen können, bis an die Pforten des dritten Jahrtausends.

Aus dem Spanischen übers. v. Victoria M. Drasen-Segbers

CARMEN PÉREZ
(MARÍA DEL CARMEN PÉREZ
BABOT-FERNÁNDEZ)

1954 in Barcelona, Spanien, geboren. Lebt seit ihrem vierten Lebensjahr in Peru. Studium der Psychologie an der Universität San Agustino de Arequipa, Peru. Außerdem philologische Studien an der Universität Barcelona, Spanien. Seit 1978 als Sozialarbeiterin und Pastoralassistentin in Ilo, Peru, und El Agustino, einem armen Stadtviertel von Lima. Ständige Mitarbeit in den Redaktionen der Zeitschrift «Páginas» und des Informationsdienstes «Signos» des Centro de Estudios y Publicaciones (CEP) und des Instituto Bartolomé de

Las Casas. Ihre Artikel und Dichtungen werden zum größten Teil in den genannten Organen veröffentlicht. Außerdem Mitarbeit bei den Zeitschriften «La República» und «Misión sin Fronteras» sowie in den Servicios Educativos El Agustino (SEA), einer Einrichtung, die vom Jesuitenorden gefördert wird. Anschrift: Señora Carmen Pérez, Instituto Bartolomé de Las Casas, Apartado Postal 3090, Lima 100, Peru.